

Güter und Ungüter

Eine Freundesgabe für Gerhard Merk zum 60. Geburtstag

TUGEND ZWISCHEN „GUT“ UND „UNGUT“

Von Ludwig Watzal, Bonn

herausgegeben von

Hans Gerd Fuchs, Alfred Klose
und Rolf Kramer

„Für die Religion steht Gott am Anfang der Erkenntnis, für die Naturwissenschaft am Ende.“ Solche Einsicht Max Plancks möchte man sich auch für die Politikwissenschaft wünschen. Doch diese Disziplin hat sich von transzendenten Aussagen so gründlich verabschiedet, daß sie nur noch das Meßbare als die einzige Wirklichkeit anerkennt. Die Meß-Ergebnisse werden dann von der Wissenschaft nur noch in ein widerspruchsfreies System gebracht. Überspitzt könnte man formulieren, daß der Sinn eines Satzes in der *Methode seiner Verifikation* liegt. Dieser generelle Vorwurf trifft auch die Disziplin des hier zu Ehrenden: die Ökonomik.

Nach Aristoteles befindet sich unser Freund Gerhard Merk in jenem Lebensabschnitt, in dem Erfahrung und Wissenschaft sich zur Weisheit verbünden. Von diesem Punkt aus kann man nur noch in höhere Gefilde emporsteigen. Es sei aber gleich mit Thomas von Aquin eingewendet, daß man die Klugheit nicht von Natur aus besitzt, sondern sie resultiert aus der Erfahrung. Bei der Klugheit handelt es sich also um ein Gut. Was aber ist ein Gut? Was konstituiert es? Was macht es zu einem Ungut?

A. Das Gute und die Güter

Gut, das Gute, das Gut (to agaton, bonum) steht in enger Beziehung zur Wirklichkeit, und diese bildet das Fundament des Guten. Dem Sein der Wirklichkeit tritt das Sollen gegenüber; denn das Gute ist das, was sein soll. Sokrates hat zuerst die Frage nach dem Wesen des Guten gestellt und es als das zum glücklichen Dasein (*Eudaimonia*) Führende bezeichnet. Auch Platon geht von diesem Verständnis aus. Er unterscheidet drei Arten des Guten bzw. der Güter:

1. solche Güter, die wir aus Liebe zu ihnen selbst besitzen möchten;



Duncker & Humblot · Berlin

2. solche Güter, die wir um ihrer selbst als auch ihrer Folgen willen mögen, und
3. solche Güter, die wir nur wegen ihrer Folgen erstreben, obwohl sie uns lästig erscheinen.

Platon bevorzugt die zweite Art, worunter er auch die Tugend der Gerechtigkeit subsumiert. Er verweist aber darauf, daß es über die Tugenden hinaus noch ein höchstes Gut gebe.

Aristoteles kritisiert die vielseitige Verwendung des Guten bei Platon. Weit fassend, definiert er das Gute als „das, wonach alles strebt“. Einschränkung bestimmt er dies aber nur als das dem Menschen zukommende Strebevermögen. Aristoteles entwirft eine *Güterpyramide*, an deren Spitze das „höchste Gut“ steht. Dieses höchste Gut ist nur wegen seiner eigenen Qualitäten zu wählen, jedoch niemals eines anderen Gutes wegen. Auch Aristoteles sieht in der Eudaimonia das höchste Gut. Er bestimmt es von der Tugend des Menschen aus, die in der hervorragenden Ausübung seiner Fähigkeiten liegt, nämlich im Gebrauch seiner Vernunft.

B. Kriterien für das Gute und Böse

Das Christentum hat das Ziel des höchsten Gutes ins Transzendente verlagert. Die Verwirklichung des Guten ist *nicht* die Erfüllung eines immanenten Ideals, sondern ein *Gebot Gottes*. Entscheidungsinstanz für das Gute (und das Böse) ist das *Gewissen*. Das höchste Gut stellt nach Augustinus Gott dar. Auf ihn hin ist alles Streben ausgerichtet. Das Streben des Menschen nach Vollkommenheit kommt quasi seiner Vergöttlichung gleich. Es liegt in seinem Willen, ob er dieses Ziel erreichen will, d.h. ob er sich für das Gute oder das Böse entscheidet.

Auch Thomas von Aquin sieht im *freien Willensakt* den Kristallisationspunkt für die Entscheidung zwischen Gut und Böse. Diese Wahlfreiheit gründet nach dem Aquinaten in der absoluten Gutheit Gottes. Thomas sieht das Gute in dreifacher Hinsicht:

- als Selbstwert wegen seiner Schönheit,
- lustvoll in seiner Verbindung mit dem Streben und
- nützlich für ein zugeordnetes Ziel.

Modern gewendet heißt dies, daß sich jeder Sachverhalt in *verschiedenen Wertaspekten* zeigt. Ein Wald als ökonomisches Gut z.B. für Erholungszwecke; als Objekt der Forschung; als Stimmungsträger für Künstler, etc.

C. Relativierung des Guten

Bei Thomas Hobbes erfuhr das Gute einen Bedeutungswandel, der das Ansichsein des Guten radikal zerstört. Gut sind solche Dinge, die *erstrebt werden*. Es ist sinnlos, von einem Gut schlechthin zu reden. Gut ist relativ zu Person, Ort und Zeit. Gleichwohl unterscheidet Hobbes zwischen wahren und scheinbarem Gut. *Scheinbare Güter* sind solche, die vordergründig als erstrebenswert erscheinen, deren Folgen jedoch ein Übel implizieren. Das *wahre Gut* kann nur durch vorausschauende Überlegungen gefunden werden. Auch Baruch Spinoza vertritt die Relativität des Guten. Gut und schlecht gibt es nicht von Natur aus, sondern nur im *Verstand des Menschen*. Kant bindet das Gut an die Autonomie des Subjekts und erklärt es aus dem *Selbstbezug des Willens*. Friedrich Nietzsche betrachtet alles das als Gut, was die *Macht* im Menschen *erhöht*. Der Gegensatz dazu ist nicht böse, sondern *schlecht*, weil er aus der Schwäche resultiert.

D. Tugenden und das Gute

Was ist nun das Ziel des Staates und der Menschen? Die Tradition war sich einig darin, daß das Ziel in der Ermöglichung eines *guten und glücklichen Lebens* liegt. Das Glück setzt aber nach Aristoteles ethische Vollkommenheit und ein Vollmaß des Lebens voraus. Durch ein tugendhaftes Leben ist diese ethische Vollkommenheit zu erreichen. Ein Ziel der Politikwissenschaft muß es deshalb sein, Tugenden zu lehren und ihre Bedeutung für Staat, Gesellschaft und Individuen aufzuzeigen. Im folgenden soll deshalb den Fragen nachgegangen werden, inwieweit Tugenden Güter, Un-Tugenden aber Ungüter sind.

Hier soll die These aufgestellt werden, daß es sich im allgemeinen bei Tugenden um Güter handelt. Um dies zu verifizieren, soll auf die Definition von Gerhard Merk zurückgegriffen werden: Ein Gut ist ein „Sein (Person oder Sache), das um seines Wertes wegen tatsächlich geschätzt, begehrt und deshalb auch erstrebt wird.“ Ein Ungut ist demnach jenes Ding, das einem Individuum schadet. Somit haben wir uns auch hier eng an die Definition von Gerhard Merk angelehnt. Wie verhalten sich im Lichte dieser Definition die Tugenden? Sind sie ein für allemal Güter, oder können sie sich im Laufe der Zeit zu Ungütern wandeln?

Tugenden sind in unserer sogenannten „postmodernen“ Zeit außer Mode gekommen. Wer kann heute noch etwas mit der Tugend der Besonnenheit, Demut, Weisheit, Bescheidenheit, Großmut, Klugheit, Tapferkeit, Wahrhaftigkeit, Gelassenheit oder Treue anfangen? Diese Tugenden oder

Werte gelten weithin als antiquiert, überholt, ja gar als reaktionär. Werte und Tugenden wie Individualität, Durchsetzungs- und Stehvermögen, Flexibilität, vielleicht noch Solidarität sind gefragt. Wie steht es zum Beispiel mit der Demut? Wer weiß denn, was sie bedeutet? Ist sie ein Gut? Ein Ungut vielleicht, weil sie nur aus einem christlich-religiösen Kontext zu verstehen ist?

Das Wort Tugend (gr. *aretè*) bedeutete Tüchtigkeit, Tauglichkeit oder etwas Bestes zu sein. Dies traf nicht nur auf den Menschen, sondern auch auf Tiere und Sachen zu. Eine ähnliche Bedeutung hat das Wort auch im Deutschen. Es kommt von „taugen“ und meinte ebenfalls die Tüchtigkeit im allgemeinen und nicht im moralischen Sinne. *Virtus* im Lateinischen entspricht unserem Wort der Tugend. Es kommt von *vir* (Mann) her. Tugend ist also gleichbedeutend mit Männlichkeit oder solchen Eigenschaften.

Was ist das Wesen der Tugend? Nach der Einteilung der Philosophie gehört Tugend in die Ethik, in jenen Bereich der praktischen Philosophie, die vom richtigen Verhalten des Menschen in der Welt handelt. Die Ethik selber gliedert sich in die Güter-, Tugend- und Pflichtlehre. Jede von ihnen nimmt den ethischen Bereich des Ganzen in Angriff. Die *Tugendlehre* untersucht solche *Grundhaltungen*, die die sittliche Vollkommenheit des Menschen konstituieren. Der sittliche Charakter der Tugenden besteht darin, daß sie erst vom Menschen in ihrer Freiheit hervorgebracht werden müssen. Sie sind das „Sediment“, das sich bei wiederholtem sittlichen Verhalten des Menschen bildet. Die Tugenden unterliegen selbstverständlich Wandlungen: sie verändern sich im Laufe der Jahrhunderte.

So kamen mit der Aufklärung im 18. Jahrhundert neue, die sogenannten „bürgerlichen“ Tugenden auf. Dazu gehören Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Sparsamkeit, Pünktlichkeit, Fleiß und Arbeitsamkeit. Diese bürgerlichen Tugenden kamen zur Blüte, als sich das Bürgertum von aristokratischer und theologischer Vorherrschaft löste. Dies bedeutet jedoch nicht, daß diese Tugenden nicht schon vorher bestanden haben. Aber erst jetzt, wo der Mensch sich mit knappen Mitteln eine Existenz aufzubauen gezwungen ist, entwickelt sich ein Verständnis für diese Art der Tugenden. Wir wollen uns hier nicht mit den bürgerlichen Tugenden befassen, die von uns in je anerzogener Form verinnerlicht worden sind, sondern vielmehr mit den *Kardinaltugenden*, die eine sittliche Grundhaltung verlangen, die ohne ständige Übung nicht zu erreichen ist. Zu diesen Kardinaltugenden zählen die Besonnenheit, die Tapferkeit, die Weisheit (Klugheit) und die Gerechtigkeit.

E. Die Tugend der Besonnenheit

Besitzen einige Menschen von Natur aus gewisse Tugenden, durch die sie ihre Ziele erreichen oder ihre Urteile über die Ziele begründen können? Die rechten *Ziele* des Lebens *stehen fest* (*fines autem recti humanae vitae sunt determinati*); die *Mittel*, um diese Ziele zu erreichen, dagegen *nicht*. Ihre Verschiedenheit wird durch die Verschiedenheit der Menschen und ihrer Aufgaben bestimmt. Es ist also ein Akt der Klugheit, die Mittel zur Erreichung der Ziele besonnen zu wählen.

Wir sind nun bei der ersten der klassischen Tugenden, der *Besonnenheit* angelangt. Diese Tugend scheint heute fast in Vergessenheit geraten zu sein. Nicht Besonnenheit scheint gefragt zu sein, sondern Hektik und Aggressivität in der Erreichung seiner Ziele. Die Besonnenheit wird heute nicht mehr als eine selbstverständliche Grundlage eines sittlichen Lebens betrachtet. Wer will heute noch ein sittliches Leben führen? Was ist das überhaupt? Ein erfülltes Leben wird in unserer Gesellschaft mit einem hedonistischen Leben und einem ausschweifenden Lebenswandel gleichgesetzt.

Die *Sophrosyne* (*Besonnenheit*) wird von Platon der Triebstruktur des Menschen zugerechnet; und er versteht darunter das Vermögen, die sinnlichen Begierden in Grenzen zu halten, damit sie keine Macht über den Menschen erlangen. Die Besonnenheit stellt demnach ein Gut dar. Ihr Gegenteil, die Unbesonnenheit, wäre somit als Ungut zu bezeichnen. Unbesonnen handelt der Mensch, der sofort seinen Impulsen nachgibt. Dadurch gefährdet er sein Leben. Der Unbesonnene setzt sich Gefahren aus, weil er diese vorher nicht abgewogen hat. Der Unbesonnene gilt als leichtsinnig. Leichtsinn und Unbesonnenheit sind menschliche Mängel, sprich: Ungüter.

Äußerlich ist die Besonnenheit auf das Handeln gerichtet, innerlich dagegen auf den Zustand der Seele. Sich besinnen bevor man handelt — so kommt man zur Besonnenheit. Sie ist deshalb in der Nähe der Vernunft anzusiedeln. Besonnenheit und Vernunft hängen eng miteinander zusammen. Damit ist ein Orientierungspunkt erreicht, von dem aus die *Bedeutung der Vernunft* für das sittliche Leben des Menschen neu bedacht werden kann.

F. Die Tugend der Tapferkeit

Für Aristoteles liegt die Tugend im Einhalten des rechten Maßes. Die schwer innezuhaltende Mitte kann als Schnittpunkt zwischen Gut und

Ungut gedeutet werden. Eine Tugend, die diese Grenze symbolisiert, ist die *Tapferkeit*. Sie hängt eng mit Entscheidungen zusammen, die oft dem Irrationalismus zugerechnet werden, denn sie schwankt nach Aristoteles zwischen Tollkühnheit und Feigheit. Sowohl Platon als auch Aristoteles haben die Tapferkeit dem kriegerischen Bereich zugeordnet, insbesondere bei der mittelbaren Bedrohung des Lebens. Aristoteles hat daneben noch auf die „bürgerliche Tapferkeit“ verwiesen. Dazu zählt das Eintreten für eine Überzeugung, auch wenn sie dem anderen nicht behagt und derjenige fürchten muß, daß er sich dadurch selbst schädigt. Diese Tugend ist gerade im politischen Leben wenig ausgebildet: dort zählt Flexibilität, Geschmeidigkeit und Opportunismus. Es gibt nur wenige Politiker, die den Mut haben, sich dem allgemeinen Trend zu widersetzen. Deshalb ist es umso wichtiger, daß die Tugend der Tapferkeit im geistig-sittlichen Leben gepflegt wird.

Die Bedeutung von Tapferkeit läßt sich besonders an ihrem Gegenteil — der Feigheit — verdeutlichen. *Feige* ist derjenige, der der Angst nachgibt und vor einer Gefahr zurückweicht. Tapferkeit dagegen muß man erringen. Sie ist eine sittliche Haltung, die die Feigheit bewußt unterdrückt.

G. Die Tugend der Weisheit

Die Tugend der *Weisheit* ist heute fast aus der Mode gekommen, denn nirgendwo findet man noch den Weisen. Oder haben sie sich in die Klöster verkrochen? Auch dort sind sie rar geworden. Es gibt zwar viele „kluge Ratschläge“; diese haben aber wenig mit Weisheit zu tun. Heute sind die „fünf Weisen“ zu Wirtschaftsprofessoren degeneriert. Mit den Weisen der Antike haben sie nichts gemein. Wo findet man also Weisheit oder den Weisen? Allgemeinhin wird Philosophie als Weisheitslehre übersetzt. Also müßten alle Philosophen Weisheitslehrer sein. Dem ist aber leider nicht so!

Zur Weisheit gehört eine lange *Erfahrung*. Sie ist nur alten Menschen zugänglich. Sie können *sine ira et studio* beraten und vom Besonderen des Einzelfalles absehen und das Allgemeine verbalisieren. Weisheit ist somit die *Fähigkeit des Verstehens*, gepaart mit der *Güte des Herzens*. Eine solche Weisheit findet man noch am ehesten bei den alten Seelenführern der Orthodoxen Kirche Rußlands und Griechenlands.

Eine Variante der Weisheit ist die *Klugheit*. Aristoteles nennt sie eine fürstliche Tugend. Der Kluge ist gemäß der Lehre des Abendlandes nicht nur bloß der „Taktiker“, der weiß, wie man eine Sache erfolgreich zu Ende

bringt. Klugheit meint die *Sachlichkeit* dessen, der sich von der Realität und der Einsicht in den Sachverhalt bestimmen läßt. Klugheit setzt also scharfes *Denken* voraus. Sie hat aber auch eine praktische Seite. Klug ist, wer sich im Leben zurechtfindet, wer die Umstände übersieht und sie auszunutzen vermag. Die *prudentia* meint die *Kunst des Vorhersehens*. Auch im Deutschen heißt es: „Der kluge Mann baut vor.“ Der Kluge denkt nur an seinen eigenen Vorteil. Aristoteles behauptet, daß sich die Klugheit nicht aufs Gemeinwohl, sondern nur auf das eigene Wohl bezieht.

Klugheit ist aber nicht gleich *Schlauheit*; diese ist ein Ungut. Schlau ist der, welcher die Dummheit oder die Schwäche des anderen Menschen ausnutzt. Der Schlauheit haftet etwas Verschlagenes an; sie will den Augenblick ausnutzen. Weisheit und Klugheit sind jedoch Güter, die im praktisch-politischen Handeln heute mehr denn je gefordert sind. Ein an Sachzwängen orientiertes pragmatisches Handeln ist kurzsichtig und wird den Problemen nicht gerecht. Von einem richtigen Handeln kann man nur dann sprechen, wenn der Mensch teilhat am ewigen Gesetz. Dies geschieht durch die Wahrheiten der *lex aeterna*, die durch die *lex naturalis* in menschliches Handeln umgesetzt werden können. Durch diese Fähigkeit zeichnet sich der Mensch als Mensch aus, daß er nämlich von der *participatio divini luminis in rationali creatura* lebt.

H. Die Tugend der Gerechtigkeit

Zum Schluß soll noch von der obersten Tugend — der Tugend der *Gerechtigkeit* — gesprochen werden. Schon von Platon ist überliefert, daß Jedem das Seine zu geben ist. Der Gedanke des „*sum cuique*“ ist zum Gemeingut des Abendlandes geworden. Unter der Gerechtigkeit versteht Thomas von Aquin jene „*Haltung (habitus)*, kraft deren einer standhaften und beständigen Willens einem Jeden sein Recht zuerkennt“. Mit der Definition des heiligen Augustinus läßt sich wissenschaftlich dagegen weniger anfangen: „Gerechtigkeit ist jene Ordnung der Seele, wodurch es geschieht, daß wir niemandes Knecht sind — es sei denn Gottes allein.“

In der Bibel werden die Gerechten mit den Guten und die Ungerechten mit den Schlechten gleichgesetzt. „Der Fluch des Herrn liegt auf dem Hause des Frevlers, doch den Wohnsitz des Gerechten segnet er“ (Sprüche 3,33). Und im Neuen Testament heißt es: „Der Herr läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und läßt es regnen über Gerechte und Ungerechte“ (Matthäus 5,45). Wie kam es zu dieser Parallele? Der sittlich Gute steht im Einklang mit der göttlichen Rechtsordnung und wird deshalb Gerechter genannt.

Schon seit Platon wird versucht, eine *Theorie der Gerechtigkeit* als Maßstab des Handelns aufzustellen. Neben den klassischen Formen der Gerechtigkeit (*iustitia legalis*, *iustitia distributiva* und *iustitia commutativa*) diskutiert man u.a. über Bedürfnis-, Chancen-, Leistungs- und Besitzstandsgerechtigkeit. Dabei gerät immer häufiger das Recht in Konflikt mit den Gerechtigkeitstheorien. Selbst der ehrgeizige Versuch John Rawls konnte diese Spannung nicht lösen.

Die Durchsetzung einer reinen Formalgerechtigkeit, ohne dabei Barmherzigkeit walten zu lassen, ist nach Thomas von Aquin eine „Grausamkeit“. Und in der *Summa contra Gentes* gibt er zu bedenken: „Durch Gebote der Gerechtigkeit den Frieden und die Eintracht unter den Menschen wahren zu wollen ist unzulänglich, wenn nicht unter ihnen die Liebe Wurzel schlägt.“

Wie schwer das „*sum cuique*“ in politisches Handeln umzusetzen ist, zeigen uns die täglichen Auseinandersetzungen der politisch Verantwortlichen. Bedeutet „Jedem das Seine“, daß jeder das Gleiche bekommen soll, wie es die sozialistischen Theoretiker fordern; oder bedeutet es, daß jeder nach seinem Stand oder Fähigkeiten seinen gerechten Lohn erhalten soll, wie es von konservativer Seite verlangt wird?

Wir wollen nur noch kurz einen anderen Aspekt der Gerechtigkeit beleuchten, an den man nicht sofort denkt: Was bedeutet Gerechtigkeit im *Verhältnis Gottes zum Menschen*. Wie wird hier das „*sum cuique*“ interpretiert? Im strengen Sinne kann es das *reddere sum cuique* im Verhältnis Gottes zum Menschen nicht geben, denn Gott schuldet dem Menschen nichts. Obwohl Gott jedem Menschen das ihm zustehende gibt, so ist der doch nicht Schuldner in unserem Verständnis. Er verfügt über den Menschen nach Thomas von Aquin *cum magna reverentia*.

Gerechtigkeit kann es nur zwischen solchen Menschen geben, die gleichrangig sind; zwischen jenen, die es nicht sind, kann es auch keine Gerechtigkeit geben, lehrte uns schon Thomas von Aquin.

I. Wahrheit und Liebe

Abschließend möchten wir auf die Einsicht Max Plancks zurückkommen. Implizit ist darin die Frage nach der Wahrheit aufgeworfen. Gerade der Wissenschaftler hat sich die Wahrheitsfrage beständig zu stellen. Sie stellt für ihn quasi die oberste Tugend dar. Die Wissenschaft sollte für ihn nur Medium auf dem Weg zur sogenannten „absoluten Wahrheit“ sein. Doch was ist Wahrheit? Wie läßt sie sich finden und realisieren?

Ein trauriges Kennzeichen unserer „postmodernen“ Gesellschaft ist es, daß der Mensch nichts mehr mit dem *Phänomen des Ewigen* anfangen kann. Die auf Konsum zugeschnittene Massenkultur hat seine Seele verstümmelt; sie hat ihm den Weg zu den Grundfragen seiner Existenz verbaut. Es ist ihm nicht mehr bewußt, daß er ein gesittigtes Wesen ist. Doch ein Wissenschaftler darf nicht taub gegenüber dem Ruf der Wahrheit bleiben.

Es gibt verschiedene Formen der Wahrheit, ja heutzutage sogar „Wahrheitstheorien“: ein problematischer Begriff, der hier einfach so hingenommen wird. Der Sinn religiöser Wahrheit liegt in der Hoffnung auf ein Leben in Gottes Herrlichkeit. Doch der Mensch kann die *Wahrheit* nur in *Liebe* erkennen, wie wir aus 1. Korinther 13 wissen. Wenn ein Mensch auch mit Engelszungen redet, hätte aber die Liebe nicht, so wäre er eine klingende Schelle. Auch wenn Weissagungen, Sprache und die Erkenntnis aufhören würden, wird es die Liebe niemals tun. Um zur rechten Erkenntnis zu kommen, muß sich also Wahrheit mit Liebe verbinden. Ist eine solche Forderung in unserer „postmodernen“ Zeit völlig realitätsfremd?